Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 44

Artikel: Erinnerungen eines alten Mechanikers
Autor: Riggenbach, Niklaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649033

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen eines alten Mechanikers

SELBSTBIOGRAPHIE VON NIKLAUS RIGGENBACH

erschienen im Verlag Gute Schriften, Basel

6. Fortsetzung

Des andern Tages segelten wir auf einem kleineren Schiffe, das viel ruhiger fuhr, nach Haiti, einer Insel, deren prachtvolle Lage und Naturschönheiten aus unzähligen Reisebeschreibungen so bekannt sind, dass ich mich einer längeren Schilderung wohl enthalten kann. Auch an der grössten der englischen Antillen, an dem kaffee- und zuckerreichen Jamaica, machten wir einen kurzen Halt.

Am 23. Oktober in der Frühe landeten wir in Colon (Aspinwall), also am amerikanischen Festland, an der Landenge von Panama. Colon ist anerkannt der ungesundeste und abscheulichste Ort der ganzen Erde. Die schreckliche Hitze, Fieber und Dysenterie raffen die Menschen dahin wie Fliegen. Die grössten Qualen aber, im Vergleich zu welchen die eben genannten Uebel „nichts sind, noch weniger denn nichts", verursachen die Millionen Schwärme giftiger Insekten.

Es ist demnach begreiflich, dass wir uns nur kurze Zeit in jener mörderischen Gegend aufhielten und uns beeilten, mit der Panama-Eisenbahn baldigst nach der Hauptstadt gleichen Namens zu gelangen. Die Panamabahn, die durch Urwälder und meist durch sumpfiges Land führt, ist eines der merkwürdigsten Werke, welche die Menschen ausgeführt haben. Der Anblick dieser Bahn entschädigte mich reichlich für alle Beschwerden, die ich auf der Reise bisher zu erdulden gehabt. Panama selbst, wo wir mehrere Tage auf die Post von New York warten mussten, ist eine interessante Stadt, die einst sehr gross und schön gewesen sein muss. Ihre Blüte und ihr Wohlstand wurden vernichtet in den grässlichen Kriegen der Bukaniers und Flibustier (Seeräuber in Mittel- und Südamerika), deren staunenerregende kühne und wilde Taten zu Wasser und zu Land während des 17. und 18. Jahrhunderts gewiss manchem Leser bekannt sein werden. Jetzt liegt hier in Panama alles in Ruinen oder zerfällt vor unsern Augen. Zehn schöne Kirchen sind halb zerfallen und niemand legt Hand an, niemand will arbeiten. Statt der früheren Paläste entstehen jetzt Negerhütten, wo diese traurigen Menschen halbnackt hausen. In der ganzen Stadt Panama ist keine einzige Fensterscheibe zu sehen, überall nur Jalousieläden.

Diesem Aufenthalt folgte eine schöne Fahrt auf dem Stillen Ozean, auf dem es sich fahren lässt, wie auf einem See; um so ungemütlicher war die Reise von Punta Arenas, dem Hafen von Costarica, nach der Hauptstadt San José. Man braucht zu dieser Reise, die man zu Pferde zurücklegen muss, anderthalb Tage. Von einer eigentlichen Strasse war keine Rede, die Pferde sanken oft bis an den Bauch in Morast, auch trafen wir ein halbes Dutzend reissender Ströme an, über die unsere Lasttiere schwimmend setzen mussten. In San José angelangt, sandte ich sofort einen Expressen zu meinem Bruder, um ihm von meiner Ankunft Mitteilung zu machen. Nach einigen Tagen kam die Antwort, er habe die Nachricht mit dem grössten, aber freudigsten Erstaunen vernommen, doch sei es ihm rein unmöglich, sofort zu meiner Begrüssung herbeizueilen, ich müsse mich einige Tage gedulden, sein Haus sei gegenwärtig ohne Dach, so dass er mich augenblicklich nicht empfangen könne, er werde sich jedoch beeilen, mit der Arbeit recht bald zu Ende zu kommen und er zweifle gar nicht daran, dass es mir bei ihm sehr wohl gefallen werde.

Während ich diese Antwort abwartete, hatte ich Zeit, mich von den Strapazen des langen Rittes zu erholen. Zwar behaupteten die Eingeborenen, die Strasse von Punta Arenas nach San José sei die beste in ganz Zentralamerika, allein ich war nichtsdestoweniger so übel zugerichtet, dass ich mehrere Tage nur mit Mühe gehen konnte. Ein mir gegenüberwohnender europäischer Apotheker musste mir mit einer Salbe wieder zu der nötigen Haut verhelfen.

Allerseelen

Seht, nun rüstet sich Natur zum Sterben!
Wie die Felder sich ringsum entfärben
und schon Nebel schleichen grau durch's Tal!
Stille ward es in des Waldes Hallen
und die fahlen, welken Blätter fallen
taumelnd von den Bäumen ohne Zahl.

Blätterfall! Wohl kennen wir dein Mahnen,
und erschauernd spüren wir ein Ahnen
von des eignen Seins Vergänglichkeit;
leise raunt die Allerseelenklage:
„Mensch, gezählt sind ja auch deine Tage,
bist du doch ein sterblich Kind der Zeit."

Nun, so lasst uns zu den Gräbern gehen,
unsre letzte Ruhestatt zu sehen
und den Ort, wo unsre Lieben ruh'n;
ihrer gilt es heute zu gedenken,
ihnen wollen wir noch Liebe schenken,
ihre Gräber schmücken, ihre Truh'n . . .

Eines Tags, da werden wir entboten
selber zu dem grossen Heer der Toten,
schliessen unser Aug' für immer zu;
doch noch soll, so lang' wir atmend leben
unser treu' Erinnern sanft umschweben
all die Lieben in der Friedhofsruh'.

Emil Hügli

Schon bevor die ganz vernünftige Antwort meines Bruders eingetroffen war, hatten die mich besuchenden Europäer von San José mir mitgeteilt, dass die Einwohner, wenn ihnen ein bedeutender Unfall zustosse, in der Regel zu meinem Bruder ihre Zuflucht nähmen, dass derselbe seine Kenntnisse in der Heilkunde mit Freuden und ohne irgendeine Entschädigung anwende, und dass er überhaupt im ganzen Lande hoch angesehen sei und wegen seiner Wohltätigkeit und Uneigennützigkeit wie ein Heiliger verehrt werde.

Bis ich das Wiedersehen mit meinem lieben Bruder feiern konnte, hatte ich Gelegenheit, mir Land und Leute näher anzusehen und die meisten Ausländer von Bedeutung kennenzulernen.

Fast alle Costaricaner haben eine ungemeine Verehrung für die Schweiz und ihre Bewohner. Jeder Schweizer wird gut aufgenommen, und die Regierung hat mir wiederholt zugesichert, dass sie keine Opfer scheuen würde, um schweizerische Ansiedler zu erhalten, sie ziehe diese allen andern Nationen vor. Diese grosse Achtung und Verehrung für die Schweiz ist vorzüglich der Anwesenheit der Herren Gebrüder Joos von Schaffhausen zu verdanken, welche beide, Nationalrat Dr. Wilhelm Joos und Regierungsrat Dr. Emil Joos, sich als Aerzte jahrelang in Zentralamerika aufgehalten und sich einer grossen Achtung und Beliebtheit zu erfreuen hatten.

Die Spitzen der Costaricanischen Behörden hatten sich in den Kopf gesetzt, ich sei eine wichtige und interessante Persönlichkeit, und so kamen denn die Minister einer nach dem andern, das Wundertier anzusehen und zu hören. Ich musste von frühmorgens bis nachts Audienz erteilen, so dass ich mit vielen angesehenen Männern, worunter der Präsident, viele Senatoren und eine Anzahl Privatleute, bekannt wurde. Der damalige Präsident, Herr Dr. Castro, hatte die Absicht, zwei seiner Söhne nach Zürich auf das Polytechnikum zu schicken und ersuchte mich deshalb, ihm die nötigen Notizen zu senden. Es wurden mir Anträge aller Art gemacht, und die Regierung versprach mir eine Jahresbesoldung von 10 000 Piastern (1 Piaster = 5 Fr.).

Die Regierung von Costarica war damals mit einer grossen Gesellschaft in New York wegen Erstellung einer Eisenbahn quer durch das ganze Land von einem Meere zum andern in Unterhandlung. Falls die Unterhandlungen mit genannter Gesellschaft nicht zum Abschluss kämen, beabsichtigte die Regierung, den Herren Gebrüdern Joos und mir den Auftrag zu erteilen, in Deutschland und der Schweiz Beteiligung zu diesem Unternehmen zu suchen. Das nötige Land stellte die Regierung zur Verfügung und ausserdem noch grosse Güterkomplexe, ebenfalls gratis, und garantierte mindestens acht Prozent Zins. Da erst durch einen Schienenweg das Land von der atlantischen Seite erreichbar ist, so würde mit dem Zustandekommen eines solchen Verkehrsmittels den schweizerischen Auswanderern die beste Gelegenheit geboten worden sein, sicher unterzukommen. Aber gerade der Mangel an Verbindungswegen nebst der dadurch bewirkten Unverwertbarkeit des natürlichen Bodenreichtums, sowie dem ebenfalls damit zusammenhängenden hohen Zinsfusse, war der leidige Faktor, der mich bestimmte, in einer kleinen Broschüre, die ich nach meiner Rückkehr im Jahre 1866 herausgab, meine Landsleute einstweilen vor der Auswanderung nach Costarica zu warnen, obschon es eines der schönsten Länder der Erde ist und alle Bedingungen vorhanden sind, um die grösste Fruchtbarkeit zu erzielen.

In den Niederungen wird Kakao, Indigo, Zuckerrohr, Pfeffer usw. gebaut; in der höheren Region pflanzt man beinahe alle europäischen Früchte und Gemüse, und zwar sind sie schmackhafter als in Europa. Dagegen gedeihen die Rebe, der Apfel- und Birnbaum nicht, weil sie dort fortwährend im Triebe bleiben, während diese Pflanzenarten jährlich einige Zeit der Ruhe brauchen; die zwei genannten Baumsorten schiessen in Costarica auf wie Pappeln.

Ein Teil der Bevölkerung treibt auch Viehzucht in grossem Massstabe; doch nicht wie bei uns; denn das Vieh wird das ganze Jahr im Freien gelassen. Die Hauptarbeit besteht darin, dem Vieh monatlich zweimal Salz zu geben und genau zu untersuchen, ob es keine Wunden habe. Die Landwirte besitzen meistens sehr ausgedehnte Güter, und der ärmste Mann ist imstande, sich einige Pferde zu halten; denn da sie das ganze Jahr hindurch im Freien gelassen werden, so kostet ihr Unterhalt eigentlich gar nichts. Weil die Wege nicht zum Fahren eingerichtet sind, so werden alle Reisen zu Pferde zurückgelegt, was auch schlechtgekleideten Leuten in den Augen des europäischen Fremdlings gewissermassen ein vornehmes Aussehen verleiht.

Bekannt ist die würdevolle Höflichkeit der Spanier und ihr Selbstgefühl; selbst der ärmste Landstreicher, der heute nicht weiss, woher er morgen die Zwiebeln, sein gewöhnliches Mittagsmahl nehmen soll, scheint sich für einen Hidalgo (Edelmann) zu halten. Dies hat sich auch auf ihre amerikanischen Volksgenossen vererbt. Jeder Mann aus dem Volke, selbst der ärmste Bettler, wird in Costarica mit „Euer Gnaden" angeredet, was lebhaft an Wien erinnert, wo der Fremdling auf die Meldung der Hausfrau, der Herr von Pimpelhuber oder von Mehlmayer wünsche den gnädigen Herrn zu sprechen, schleunigst die letzte Hand an seine Toilette legt, um den vornehmen Besuch zu empfangen, und dann höchst erstaunt ist, wenn sich der angemeldete Adelige als der benachbarte Schuhflicker entpuppt, welcher gekommen ist, um dem neuen Bewohner der Kaiserstadt seine Dienste anzubieten. Die Costaricaner sind im allgemeinen sehr gutmütig und äusserst tolerant gegen Fremde und Andersgesinnte. Der Diebstahl ist beinahe unbekannt. Die sonstigen sittlichen Zustände sind sehr lobenswert und jedenfalls besser als in europäischen Ländern, auch macht Costarica in dieser Beziehung eine grosse Ausnahme gegenüber den andern zentralamerikanischen Republiken, Guatemala, Nicaragua, Honduras und San Salvador, was man häufig damit erklärt, dass fast keine Neger im Lande sind.

Interessant ist auch der Anblick eines Marktes, der in San José alle Samstage stattfindet; ja, es ist für einen Europäer wohl das Interessanteste, da nichts so sehr geeignet ist, ihn das Land, seine Produkte, die Typen seiner Bewohner und deren Charakter und Sitten, alles in *einem* Bild vereinigt und kaleidoskopisch an dem beobachtenden Auge vorübergleitend, kennenzulernen. Hunderte von Männern, Frauen und Mädchen kommen da auf hübschen kleinen Pferden geritten und bieten auf dem Marktplatze und in den benachbarten Strassen ihre Waren zum Verkaufe dar. Was da die Leute miteinander treiben und wie sie es anfangen, die einen, möglichst teuer zu verkaufen, die andern so billig als möglich zu kaufen, das freilich haben auch diese Märkte mit allen Märkten der Welt gemeinsam. Doch will ich mich beeilen hinzuzufügen, dass man hier nicht ein unschönes Wort hört. Alles geht mit der grössten Ruhe, leise und anständig zu. Die vielen schönen, frischen Mädchen, mit Zähnen so weiss wie Elfenbein, bieten mit Freundlichkeit ihre Ware an, und es kommt nicht selten vor, was man auch schon auf europäischen, ja sogar auf schweizerischen Märkten beobachtet haben will, dass Käufer länger vor der schmucken, reizenden Verkäuferin stehen bleiben, als es der Ankauf der Ware eigentlich erfordert hätte.

Mitte November 1865 endlich konnte ich von San José abreisen, zunächst nach dem 1700 Meter hoch gelegenen

Für DAMENWÄSCHE zum Spezialisten WILLY MÜLLER
Bern, Waisenhausplatz 21, II. Stock

Alle Wäsche besorgt Ihnen Wäscherei Papritz, Bern Telephon 3 46 62

Kartago, bis wohin die Strasse relativ gut war. Der zwölfstündige Ritt jedoch von Kartago nach Turialva, einer schönen, dem Aufenthalt meines Bruders zunächst gelegenen Ortschaft, war ausserordentlich beschwerlich. Die Landschaft selbst ist wunderschön und zu vergleichen mit dem Weg von Interlaken nach Grindelwald. Aber der Weg ist entsetzlich steil und führt fortwährend dachsteil entweder bergauf oder bergab, dann wieder durch tiefen Morast. Flüsse und Bäche sind in Menge zu durchreiten. In Turialva blieb ich bei einem Deutschen, namens Piper, über Nacht, wobei ich einen Begriff bekam von einer zentralamerikanischen Hacienda, Rancho genannt. Alles logiert bunt durcheinander, Männer, Frauen, Kinder, Peonen (Eingeborene), Hunde, Katzen, Schweine und Hühner in lieblicher Eintracht und Friedfertigkeit.

Am folgenden Morgen begab ich mich in Begleitung eines Peonen und eines Maultieres, das mein Gepäck trug, zu Fuss nach Guyabo, dem Wohnort meines Bruders. Auch hier dachgähe, steile Pfade durch den Urwald, abwechselnd mit tiefen Morästen. Bald konnte ich vor Erschöpfung nicht mehr weiter. Zum Glück hatte ich Kognak und Biskuit bei mir, was meine Lebensgeister wieder etwas auffrischte. Als meine Erschöpfung und Verzweiflung den höchsten Grad erreicht hatte, kamen plötzlich vier Hunde daher gesprungen. Der Peone lachte und rief: „vostro hermano es aqui" („Ihr Bruder ist angekommen"). (Fortsetzung folgt)

Kapitän Klackebusch auf der Löwenjagd

VON G. TH. ROTMAN
(NACHDRUCK VERBOTEN)

(7. Fortsetzung)

43. Nach einer frischen Luftreise stürzte der Kapitän mit einem dumpfen Schlag zu Boden. Betäubt sah er umher. Er sass mitten in einem Negerdorf, mit Hütten, die von Lehm in der Form von Bienenkörben aufgebaut waren. In der Spitze jeder Hütte war ein Rauchloch, und in zwei von diesen standen die beiden Neffen auf ihrem Kopf und zappelten mit den Beinen in der Luft herum.

44. Bald kam die ganze Negerbevölkerung herbeigelaufen; die Schwarzen machten allerlei sonderbare Gebärden und stiessen wunderliche Laute aus, aber Kapitän Klackebusch kapierte kein Tüttelchen davon. Die beiden Knaben wussten sich in der Zwischenzeit aus ihrer misslichen Lage zu befreien und kamen mit rußschwarzen Köpfen herangelaufen.

45. Auf einmal entstand Bewegung unter den Negern. Ein schön herausgeputzter Herr, augenscheinlich der Häuptling, näherte sich mit würdigen Schritten. Er schien sehr empört, aber als Kapitän Klackebusch ihm mit freundlichem Grinsen eine Glasperlenkette unter die Nase hielt, klärte sein Gesicht sich auf.

46. Alsdann winkte der Kapitän, dass die Eingeborenen ihm folgen sollten. Es ging in feierlichem Aufzug nach dem Flugzeug; der Kapitän mit seinem Revolver voran. Es war aber kein Löwe oder Elefant zu entdecken, und mit Hilfe seiner gewandten Neffen verteilte der Kapitän nun die mitgebrachten Nippsachen unter die Neger. Man war auf einmal gute Freunde geworden.

47. Als Erkenntlichkeit für seine Freigebigkeit wurde der Kapitän zum Ehrenstammhaupt ernannt. Die Neger hatten im Flugzeug eine Dose Schuhwichse und den Rasierpinsel des Kapitäns gefunden, und da ein ordentlicher Häuptling schwarz sein soll, wurde der Kapitän tüchtig mit Schuhwichse «eingeseift» und fein blitzblank geputzt.

48. Auch die zwei Jungen mussten dran glauben. Nach einem Aufenthalt von zwei Wochen konnten die drei schon ziemlich gut «negerisch» kaudern. Der Kapitän schoss viele Löwen, wünschte aber auch mal einen lebendig zu fangen. Darum wurde unter seiner Aufsicht eine tiefe Fallgrube gegraben, die lose mit Aesten und Blättern bedeckt wurde. «So!» sagte er, der erste, der darein fällt, kann nicht von Glück reden!»